

JUDEN IN ERFURT STIMMEN ZUM THEMA

Ulrike Enders

Eine Gruppe von Menschen versammelt sich vor einem unscheinbaren Gebäude am südlichen Juri-Gagarin-Ring in Erfurt. Die Männer tragen kleine Kappen auf dem Hinterkopf, manche Frauen sind festlich gekleidet, mit auffallendem Schmuck. Mischt man sich darunter, machen sich ungewohnte Parfüms bemerkbar, süß und schwer. Etwas Fremdländisches haftet diesen Menschen an - und dann wiederum auch nicht ... Jeder wird freundlich begrüßt, man wechselt ein paar Worte und geht hinein, um am Neujahrgottesdienst teilzunehmen.

In der Nähe parkt ein Streifenwagen, aus dem diese Szene beobachtet wird. So gefährlich sehen diese Leute doch gar nicht aus? Aber wir befinden uns im Deutschland nach der Wiedervereinigung, und es handelt sich hier um eine Gruppe von Juden - die Polizei ist zu ihrem Schutz bestellt.

Durch die Einwanderer aus der GUS ist die Mitgliederzahl der jüdischen Gemeinde von siebenundzwanzig auf ungefähr hundertfünfzig gestiegen. Die Gemeinde ist also wieder überlebensfähig und auch sichtbar, welches sowohl Vor- als auch Nachteile in sich birgt. Mit der Anerkennung des Staates Israel und einer neuen, differenzierteren geschichtlichen Perspektive ist es nunmehr möglich, ja notwendig, über die Rolle der Juden in Erfurt nachzudenken und Erkenntnisse zusammenzutragen. Die letzten Buchveröffentlichungen zum Thema stammen aus dem vorigen Jahrhundert - es gibt also viel zu tun!

Wie überall in Deutschland ist die Geschichte dieser Stadt mit der der Juden verquickt. Dabei war ihre Abwesenheit stets ebenso von Bedeutung, wie ihre Anwesenheit: mit der Vertreibung der Juden aus Erfurt im 15. Jahrhundert ging eine finanzielle Krise einher; dagegen erlebte die Stadt im 19. Jahrhundert mit der neuen Freizügigkeit, die die Juden genossen, eine Blütezeit in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht. Auch vom psychologischen Standpunkt ist dieses kein abgeschlossenes Kapitel: wenn gegenwärtig die Auseinandersetzung mit der Judenverfolgung ungenügend stattfindet, kann das mitverantwortlich für neonazistische Phänomene sein, und auch unter den wenigen zurückgekehrten Juden und ihren Nachfahren ist die „Identifizierung mit der Opferrolle“ eine schwierige Angelegenheit.

Die Geschichte der Juden in Erfurt ist voller Brüche und Unaussprechlichkeiten. Die folgende Stimmen-collage soll zur Beschäftigung mit einem wichtigen Aspekt des kommunalen Lebens anregen.

DIE CHRONISTEN

Die Wohnungen der Juden bildeten einen Bezirk, der beim Rathaus begann ... Von hier ab erstreckten sie sich /die Wohnungen/ längs der Gera bis an die Krämer- und Lehmannsbrücke und nahmen also den Raum ein, wo sich gegenwärtig die Rathausgasse, Milchgasse, der Benedictsplatz, die Kreuzgasse, Waagegasse und Michaelisstrasse befinden ... Ihre Hauptsynagoge (denn eine zweite lag auf ihrem Friedhofe /nahe der großen Ackerhofsgasse/), welche noch jetzt in ihren Umfassungsmauern vorhanden ist, scheint mit ihrer Fronte nicht an der Strasse gelegen zu haben und bildet gegenwärtig das Hintergebäude eines öffentlichen Lokals (eines sogenannten Kaffeehauses) Hausnr. 2545. (Dr. A. Jaraczewsky, Die Geschichte der Juden in Erfurt, 1868, S. 8)

/Im Mittelalter waren den Juden/ Handel und Gewerbe verschlossen; ein Handwerk zu betreiben war ihnen untersagt und die Hallen der Kunst und Wissenschaft ihnen unzugänglich. Ja man gab ihnen, mit falscher Auslegung der Worte 4. Buch Mose, 15,38 den Befehl, Abzeichen zu tragen, die je nach den verschiedenen Landeshoheiten, unter denen sie lebten, verschieden waren. So materiell und moralisch vernichtet, sollten sie dennoch unerschwingliche Summen für ihre dreifachen Schutzherren /Kaiser, Landesfürst, Stadtrat/ aufbringen, und da ihnen das Geld nur noch als einzige Waare gelassen wurde, so mussten sie zu einem möglichst hohen Zinsfuß ihre Zuflucht nehmen. Die Schutzherren widersetzten sich aber keineswegs diesem Treiben, ja sie privilegierten sogar dasselbe. Vorzugsweise musste der arme Mann, der gezwungen war, sein Anlehen allzu hoch zu verzinsen, die Situation empfinden. Diese Stimmung steigerte sich bald zu bitterer Unzufriedenheit, die endlich zu Gräueltaten führte, welche ein ewiger Schandfleck in der Geschichte der Menschheit sein werden, (ebda, S. 6f)

/ Zum Judensturm" von 1349 in Erfurt/ : Es war eben eine uns fast unverständliche Zeit der Rohheit, in welcher kein Leben sicher war und es bedurfte nur des leisesten Anlasses, um das scheußlichste Gemetzel herbeizuführen. (Dr. Th. Kroner, Festschrift zur Einweihung der neuen Synagoge in Erfurt am 4. September .1 884, S.11)

Im Jahre 1454 kam der bekannte Franziskanermönch Johann v. Capistrano auch nach Erfurt und hielt daselbst unter einem unermesslichen Zulauf vom Volk seine Busspredigten. Wenngleich die Chronisten, welche die Wirkung derselben schildern, nicht erwähnen, dass er auch hier, wie anderswo, die Volksmasse gegen die Juden fanatisierte, so ist dieses doch nicht zu bezweifeln ... denn ihr Hüfleruf dringt bis zu den Ohren des Kaisers ... Die Mahnung des Kaisers blieb ohne Erfolg; denn 1458 gelang es den Fanatikern, den entscheidenden Streich gegen die Juden zu führen. Man beantragte beim Kurfürsten Dietrich von Mainz die Vertreibung der Juden aus Erfurt und gab ihm zu verstehen, dass ihm durch diese Vertreibung kein Schaden entstehen solle. Da willigte er darein und erhielt 450 Mark Silber und 4.000 Gulden in Golde ausgezahlt. (Jaraczewsky, S. 58)

Im Jahre 1806 fand wieder jüdischer Gottesdienst statt, im Monat Mai 1807 hob der französische Commandant Bigi den Leibzoll auf. 1809 erlangen Tobias und Heinrich Moos das Recht, in Erfurt zu wohnen und Geschäfte zu treiben. Der erste jüdische Bürger Erfurts wurde 1810 Salomon David Unger. ... Am 10. Juni 1840 wurde die Synagoge ... eingeweiht ... 1853 kam es zur Constituierung der Gemeinde und Wahl des Vorstandes und des Repräsentanten. ... So besitzt die Gemeinde / 1884/ eine Synagoge mit einem Ritualbade, einen alten Friedhof am Brühler Thor und einen neuen vor dem Löberthor; zu ihr gehören 191 Personen männlichen Geschlechts und 147 weiblichen Geschlechts über 13 Jahre, 72 Knaben und 69 Mädchen unter 13 Jahre, also im ganzen 479 Seelen ... (Kroner, S. 34 ff)

DER VORSITZENDE DER JÜDISCHEN GEMEINDE

Nach der französischen Revolution, mit der neuen Freiheit, war es den Juden möglich, in alle Berufe zu gehen; und so setzten sich auch in und um Erfurt jüdische Industrielle nieder, unter anderen die Familien Benary, Heß, die Bankiers Moos, die Verleger Lamm, Henry Pels, und es entstanden Fabriken, Warenhäuser, Konfektions- und Schuhgeschäfte und Ärzte stabilisierten sich. Ein getaufter Jude, Professor Machold, gründete die Medizinische Akademie Erfurt. Sie können noch heute dort seine Büste sehen. Er wurde von den Nazis verjagt und hat sehr darunter gelitten, ist eigentlich daran zugrundegegangen.

Die Juden in Erfurt waren bis 1933 einigermaßen integriert. Die deutschen Juden waren ja auch sehr national. Ich selbst erinnere mich an die, die in meiner Jugend stolz ihr Eisernes-Kreuz-Abzeichen trugen, aber dieser Patriotismus hat ihnen nichts genützt. Woher diese Einstellung kam, kann ich nicht genau sagen - sie hatten wohl die Hoffnung, dadurch angenommen zu werden. „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein!“ : das galt auch damals. Und der Trend bei den deutschen Juden war zum Beispiel gegenüber den Ostjuden: „Wir sind besser, als die“. Ich erinnere mich mit einiger Bitterkeit daran, denn meine Eltern kamen aus Polen, und ich hatte erst ab dem Gymnasium Kontakt zu meinen deutschjüdischen Klassenkameraden.

Also wenn Hitler nicht gekommen wäre, hätte meiner Meinung nach eine Assimilierung stattgefunden.

DER HAUSMEISTER DER JÜDISCHEN GEMEINDE

Meine Sippe, die ursprünglich aus Breslau kam, war schon komplett in Amerika, doch mein Großvater ging aus Liebe zum Vaterland und dem Kaiser zurück, um im Ersten Weltkrieg zu kämpfen. Er ist dann mit seinen Orden in den Ofen. Wie man sieht, machte weder übersteigertes Deutschtum noch die Taufe einen guten Deutschen aus einem Juden. Es wurden ja Juden aus ihren Wohnungen geholt, die gar nicht wußten, daß sie Juden waren.

DIE MITARBEITERIN IM BÜRO DER JÜDISCHEN GEMEINDE

Am 9. November 1938 wurden die männlichen Juden aus den Betten geholt, mein Vater auch, wurden in die Turnhalle der Humboldt-Schule geschleppt und von der SA erst einmal verprügelt. Dann ging es nach Buchenwald. Mein Vater kam zurück, mußte sich aber verpflichten, binnen vier Wochen auszuwandern. Das war uns nicht möglich, also bekam er eine Arbeit am jüdischen Friedhof und mußte sich alle vier Wochen bei der Gestapo melden.

Ich selbst habe zuerst als Haus- und Kindermädchen bei einer jüdischen Familie gearbeitet, die dann auswandern konnte; später habe ich geschrubbt und bin Wege für alte jüdische Frauen gegangen. In der Wohnung der Frau des ehemaligen Rabbiners Schüftan fand inzwischen die Gemeindegemeinschaft statt. Hier habe ich mitgearbeitet und hautnah die einzelnen Schicksale miterlebt. Mit der Zeit wurden immer mehr jüdische Familien in Wohnungen zusammengepfercht. Die Nürnberger Gesetze wurden verschärft angewandt. Transporte wurden zusammengestellt und Menschen verhaftet wegen nichts. Zum Beispiel wurde eine Frau ins Lager geschickt, weil ihr eine Bäuerin ein Körbchen Eier gebracht hatte. Zu allem brauchte man eine Genehmigung...

Anfangs konnte man Bekannten noch Päckchen in den Osten schicken, brauchte dafür aber freundliche Postbeamte. Dann wurde nichts mehr angenommen, und bald kamen auch keine Karten mehr. Ende März '43 wurde das jüdische Büro aufgelöst und die Gemeindearbeiter nach Auschwitz gebracht. Die restlichen Juden wurden für die Zwangsarbeit eingesetzt; ich habe in einer Gärtnerei gearbeitet. Die Hin- und Heimwege waren schlimm. Weil man den Stern trug, wurde man vom Bürgersteig runtergeschubst, angespuckt, mit Steinen beworfen. Wurden wir von den italienischen Kriegsgefangenen in Pferdekarren abgeholt, bekamen sie die Steine ab. In der Gärtnerei war die Arbeit zwar schwer, aber es hatte niemand etwas gegen uns. Wir hatten einen guten Chef, und der Vorarbeiter war Kommunist.

Im Januar '45 kam ich mit meinem Vater und meiner Schwester nach Theresienstadt. Von dort aus waren Transporte nach Auschwitz gegangen, aber ab Oktober '44 war das durch die Kriegswirren nicht mehr möglich. Theresienstadt war eine ganz normale Stadt gewesen, aus der die Bewohner evakuiert worden waren. Als wir kamen, war sie bis oben voll mit Häftlingen. Sie fanden die verrücktesten Arbeiten für uns, das Essen war mies und zuwenig, aber es gab sogar ein Krankenhaus, wo ich im Juni '45 mit Lungen- und Rippenfellentzündung die Befreiung durch die Russen erlebte. Meine Mutter hatte von Erfurt aus einen Bus organisiert; mit dem sind wir später hier gelandet. Viele Juden aus Schlesien kamen auch nach Erfurt und gründeten eine Gemeinde. Langsam wurden dann alle wieder gesund... Nein, ich hege keinen Groll gegen meine Nachbarn.

DER HISTORIKER

Wie wurden aus den Nachbarn Juden"? Eine komplizierte Frage und eine endlose Geschichte - die Geschichte der Ausgrenzung. Wohl wissend um die starke Vereinfachung wirkt dabei wohl folgender psychopathologischer Grundmechanismus: Das Andere, das „Fremde“, beunruhigt, macht Angst. Angst stiftet Aggression. Wird Aggression politisch formiert und funktionalisiert, entsteht Diskriminierung - bis zum Genozid.

Obgleich Deutschland vor 1933 nicht das Land der Pogrome war, obwohl in diesem Jahrhundert die jüdische Oberschicht weitestgehend integriert, oft assimiliert und nicht selten bis zur Selbstaufopferung deutschnational war - der dichte Wurzelgrund des jahrhundertealten Antisemitismus war nur von einer dünnen Grasnarbe überwachsen. Als die Republik in die Krise geriet, begehrten viele einen „Feind“. Er ward schnell gefunden - es war vor allem „der Jude“. Anfänglich allerdings ohne großen Nachdruck, gelegentlich auch mit Unbehagen, betrieben viele Deutsche die Ausgrenzung ihrer nunmehr zu Feinden erklärten Nachbarn. Die meisten haben dann „das nicht gewollt“. Aber als die Endlösung vollstreckt wurde, „konnten sie nichts mehr machen“. Als sie es noch hätten verhindern können, waren die meisten Deutschen gleichgültig. Vieler Verbrechen Anfang ist die Gleichgültigkeit.

DIE BIBEL

Weil du aber lau bist und weder heiß noch kalt, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. (Offenbarung des Johannes, Kap. 3, V. 15)

Errette, die man zum Tode schleppt und entziehe dich nicht denen, die zur Schlachtbank wanken. Sprichst du, „Siehe, wir haben es nicht gewußt!“ fürwahr, der Herzen prüft, merkt es und der auf Deine Seele Acht hat, weiß es und vergilt dem Menschen nach seinem Tun. (Sprüche, Kap. 24, V. 11-12)

„DAS BUCHENWALD DENKMAL“

(Veröffentlichung der Deutschen Akademie der Künste, 1960)

Zum Tag der Einweihung der Buchenwald-Gedenkstätte sagte Ministerpräsident Otto Grotewohl, der Präsident des Buchenwald-Kuratoriums:

„Mit der Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald ehren wir unsere großen Toten und alle Helden des antifaschistischen Widerstandskampfes. Der 14. September 1958 soll jedoch nicht allein ein Tag der Erinnerung an die Zeit der grausamen Naziherrschaft, ein Tag des Gedenkens an die großen Toten unseres Kampfes sein, sondern er soll uns erneut mahnen und verpflichten, den Kampf gegen jede Unmenschlichkeit nicht eher zu beenden, bis jede Form des Faschismus in jedem Land und für alle Zeiten beseitigt sein wird.“ (S. 5)

Wenn ein Volk in seiner gesellschaftlichen Entwicklung so weit vorangeschritten ist, daß es seine besten Künstler zu Leistungen wie der Buchenwald-Gruppe inspiriert, so liegt darin die Gewißheit, daß einer Wiederholung der faschistischen Barbarei in unserem Teil Deutschlands für immer der Boden entzogen ist.“ (S.12)

DIE MITARBEITERIN IM BÜRO DER JÜDISCHEN GEMEINDE

Wir bekamen in der DDR ja die VdN-Rente (Verfolgte des Naziregimes) - wir hatten schon moralische Anerkennung, eine Sonderstellung, zum Beispiel dadurch, daß wir eine Wohnung bekamen. 1953 sind wir aber sehr geschrumpft. Man hatte Angst vor stalinistischem Antisemitismus. Von ungefähr sechshundert sind hundertfünfzig geblieben.

DER VORSITZENDE DER GEMEINDE

Gegen Ende der DDR-Zeit waren wir nur noch siebenundzwanzig. Schon aus biologischen Gründen hätte es uns bald nicht mehr gegeben. Das war von denen auch mit einkalkuliert. Die Gottesdienste haben wir schlecht und recht weitergemacht. Von der Stasi saß immer einer hinten drin. Aber man hat uns gewähren lassen. Für die waren wir nur Hinterbänkler. Glauben Sie allerdings nicht, daß es heute besser ist!

DER VORSITZENDE DER DEUTSCH-ISRAELISCHEN GESELLSCHAFT

Nach dem Holocaust gibt es die jüdische Kultur in Europa fast nicht mehr. Zahlenmäßig ist nur noch eine winzige Minderheit übrig und die Juden, die noch hier sind, leben auf zwei Standbeinen, von denen das eine Israel ist, wo sie Freunde und Verwandte besitzen. Vorher war ein Jude in Westeuropa zuerst Deutscher, Franzose, Holländer. Heute ist der Staat Israel seine eigentliche geistige Heimat. Selbst ein Herr Bubis ist in zwei Ländern beheimatet.

In der DDR herrschte der Antizionismus, denn nach Meinung der Sozialisten waren die Juden, welche wiederum sich dem Staate Israel verpflichtet fühlten, in großer Zahl in den hohen Positionen des Hobbes-Imperialismus der USA zu finden. Für die Juden hier ergab sich daraus eine schwierige Position. Einer der bedeutendsten Juden der ehemaligen DDR, Helmut Eschwege, Journalist und Historiker, 1933 fortgegangen, um '46/47 als Kommunist wieder nach Dresden zurückzukehren und hier den Sozialismus aufzubauen, ist auf schlimme Weise von diesem Regime enttäuscht worden. Auf einer Tagung vertrat er die Meinung, daß es für die alleinseligmachende Partei nur zwei Sorten von Juden gegeben habe: die Guten östlich der Elbe, die den Sozialismus akzeptiert hatten und die Bösen westlich der Elbe, die die Helfer des Imperialismus waren. Er selbst, als unbequemer, nicht ganz linientreuer Jude, wurde unter Anwendung der herrschenden Ideologie einmal wieder in die Kategorie des Feindes gesteckt.

DER JOURNALIST

Ich habe nur zweimal in meinem Leben den Umstand, daß mein Vater Jude und im Warschauer Ghetto war und meinen jüdischen Namen beruflich genutzt: um anlässlich eines Jahrestags über die „Kristallnacht“ zu schreiben und in einer offenen Antwort auf einen an mich gerichteten antisemitischen Schweinebrief. Ansonsten war ich die optimale Variante des kommunistischen Juden und habe das alles weggedrückt, weil ich kein „Vorzeigejude“ sein wollte; es hätte einfach nicht „gestimmt“.

Ich habe mich nie bewußt als in der jüdischen Tradition lebend empfunden. Ich bedaure dies, denn ich hätte ohne viel Anstrengung etwas über diese Kultur lernen können. Aber in der DDR hat man vielleicht vieles verdrängt, um das Mittun, das politische Engagement vor sich selbst zu legitimieren. Als Kommunist ist man eben weder Jude, noch Moslem, noch Christ ... Ich muß jedoch feststellen, daß ich eine besondere emotionale Affinität zu jüdischen Liedern habe, mit ihrem klagenden Unterton, wie man ihn ebenfalls in Zigeunermusik findet. Auch jüdische Witze mag ich besonders, mit ihrer Selbstironie und dem Hang, mit den eigenen Gebrechen kokettierend umzugehen. Und ich frage mich natürlich: Gäbe es diese Affinität auch, wenn ich nicht Jude wäre?

DER MUSIKER

Ich habe mich zuerst mit jiddischen Liedern beschäftigt, bin dadurch zwangsweise auch mit der hebräischen Sprache in Berührung gekommen und dann erst ist mir eingefallen, daß ich auch eine jüdische Großmutter habe. Ich habe daraufhin meine Mutter gefragt, wie das alles so war vor und während des Krieges in Dresden. Die Dresdner Gemeinde war ja recht liberal und hochgradig assimiliert, umso größer war der Schock ... Aber zur Musik: die hebräischen Lieder beziehen sich fast immer auf den Glauben. Da ist also neben der Musik jedesmal auch ein tieferer Inhalt, fast wie ein Gebet, und das hat wiederum mit dem Leben an sich zu tun - alles verschmilzt miteinander ... Die jiddischen Lieder handeln mehr vom Alltag, der Arbeit, von der Liebe, den Kindern. Es gibt auch noch die instrumentale Musik, die „Negunim“: Lieder ohne Worte. Manche Juden würden sagen: Meine Beziehung zu Gott kann ich nicht in Worte fassen. Das Lied ist sowieso die höchste Form des Gebets. Viele Variationen sind möglich - in manchen Liederbüchern habe ich zu einem Text vier Melodien gefunden; das hat

dann auch viel mit dem Umfeld zu tun, den Einflüssen der ganzen Welt.

Dadurch, daß die Juden überallhin zerstreut wurden, kann man, wenn man will, auch Kontakte zu Menschen in aller Welt bekommen. Und diese Möglichkeit tut mir wohl. Ich gehe oft auf den Friedhof, wenn ich irgendwo anders bin, zum Beispiel in Ungarn, und dann sind da auch Leute aus Israel, den USA. Die erste Frage ist immer: „Bist du Jude?“, wobei das keinen Unterschied machen würde, und ab da spinnt sich das Gespräch weiter... Es sind sehr offene, gesellige Menschen - schwere Zeiten verbinden.

DER EVANGELISCHE PFARRER

Die Absicht beim christlich-jüdischen Dialog ist, Verständnis für jüdische Besonderheiten zu wecken, die ja auch viel mit uns zu tun haben - da ist die sehr wichtige Gemeinsamkeit des Alten Testaments. Es geht auch darum aufzuarbeiten, was war und was nicht war. Dabei handelt es sich vielleicht um eine Art Schuldbekennnis der Kirche, die den Arierparagraphen damals mit vollzogen hat (zum Beispiel wurden getaufte Juden aus dem Amt entlassen und der Willkür der Nazis ausgesetzt). Hauptsächlich ist es ein gegenseitiges Beachten und Aufmerksammachen, damit auch so eine relativ kleine Gruppe wie die Juden in unserem Land die Erfahrung machen, daß sie gesehen werden.

DIE MITARBEITERIN IM BÜRO DER GEMEINDE

Nun haben wir ja die Russen. In ihrem Paß steht zwar, daß sie Juden sind, aber es war ja verboten, die Religion auszuüben. Man muß sie eben wieder an die Religion heranbringen. Aber sie haben auch andere Sorgen ... Schön ist, daß sich die Gemeinde verjüngt hat - die Kinder sind die Hoffnungsträger.

Wissen Sie, als Jude in Erfurt kann einem bänglich werden. Wenn das Telefon klingelt, bekommt man erst einen Schrecken und überlegt: „gehst du hin, oder gehst du nicht hin“. Unsere Hoffnung ist, daß die Politiker das endlich schaffen, die Welt das schafft... Die ganze Welt guckt doch immer nur zu!

DIE EINWANDERIN AUS DER GUS

In der Sowjetunion hat es immer wieder latenten oder offenen Antisemitismus gegeben, und es haben verschiedene Emigrationswellen unter den Juden stattgefunden. Durch die Perestroika' wurde der staatliche Antisemitismus unterdrückt, dafür brach nun der Volksantisemitismus aus. Die Leute haben keine Angst mehr davor, auf offener Straße Hetzparolen gegen die Juden loszulassen, und von Seiten der Regierung wird nichts dagegen getan.

Ich persönlich fand es sehr schwer, Jude in der Sowjetunion zu sein. Mein Mann und ich haben zwar erreicht, was wir konnten, beide hatten wir sehr gute Stellungen an Hochschulen in Moskau, aber irgendwann zählt die wirtschaftliche Sicherheit allein nicht mehr. Als wir hörten, daß Pogrome drohten, mußte ich wieder daran denken, was meine Großmutter damals von den Pogromen in der Ukraine erzählte, und ich hatte wirklich große Angst davor. Freunde riefen an: „Bitte bleib heut' abend zu Hause. Es ist Pogromgefahr!“ Warum? fragte ich mich. Ich wollte nicht zu Hause bleiben, sondern vielleicht mit meinem Hund spazieren gehen. Aber so war die Stimmung inzwischen. Hätte man mir vor fünf Jahren gesagt: „Du reist jetzt aus“, ich hätte es nicht gemacht...

Nun habe ich hier die Arbeit in der Jüdischen Gemeinde, und mein Mann hat nach seiner Umschulung eine Stelle bei der Telecom in einem prima Kollektiv bekommen. Die Mentalität, die Atmosphäre hier, ist ähnlich wie zu Hause - ich fühle mich wohl. Bei den andern Auswanderern ist nicht alles so positiv. Die meisten sind Akademiker und können nicht in ihren Berufen arbeiten. Manche haben falsche Vorstellungen vom Westen gehabt - entweder schwarz oder rosa. Sie kommen hauptsächlich aus großen Städten und sind in Dörfern untergebracht, ohne Aussicht auf Arbeit - sie glauben, sie müßten in den „richtigen goldenen Westen“, um sich zu verbessern. Aber wenigstens ist die Übergangssituation gesichert: sie haben finanzielle Unterstützung und die Möglichkeit, sich in Lehrgängen weiterzubilden.

DER OBERBURGERMEISTER

Wir beginnen jetzt aufzuarbeiten, was vierzig Jahre lang vernachlässigt wurde, langsam und in kleinen Schritten. Unsere Arbeit mit der Jüdischen Gemeinde steht auf vier Beinen: erstens, die Unterstützung in materieller Hinsicht; zweitens, die Hilfe zur Integration für jüdische Familien in Form von Wohnraum und Arbeit; drittens, die Durchführung von Bildungsreisen nach Israel, um für Verständnis für diesen Staat zu werben; viertens, der Aufbau einer Begegnungsstätte in der ehemaligen Synagoge an der Gera, „An der Stadtmünze 5“.

DIE DENKMALPFLEGERIN

Hier befinden wir uns in der Eingangshalle der ehemaligen Synagoge von 1840 und nun, rechts die Stufen hoch, sind wir auch schon im früheren Saal, der in den zwanziger Jahren von der Stadt durch Deckenziehung und Wandunterteilungen zu Wohnungen gemacht wurde. Das Haus war in einem verfallenen, aber zum Glück kaum veränderten Zustand, so daß es möglich ist, wieder die ursprüngliche Form herzustellen. Hier, an der Seite zur Gera hin, haben wir etwas ganz besonderes gefunden: den Thoraschrank, sogar noch mit der alten Tapete und einer der Türen. Selbst Reste einer hebräischen Inschrift und Stuckspuren sind noch zu erkennen. Jetzt gehen wir in den ersten Stock - die geschwungene Treppe ist sicher noch ganz alt, ebenso die breiten Flügeltüren. Bis hierher ging die Empore mit ihrer Brüstung und den Pfeilern. Das Fenster über dem Thoraschrank hat noch die ursprüngliche Radialform und Teile des bunten Glases - darüber sind wir sehr glücklich und können es ohne weiteres ergänzen.

Zum Schluß hinab in den Keller. Die Elektrik ist angeklemt, dieses Gewölbe ist natürlich uralte. Und hier noch etwas ganz besonderes: die Mikwe, das Ritualbad. Die Stufen führen hinunter in das früher mit etwa einem Meter Wasser gefüllte Becken; der runde dunkle Fleck dort ist die Öffnung des Rohres, das Überlaufwasser aus der Gera einführte. Außerdem standen hier noch zwei Heizkessel. Der Raum nebenan könnte eventuell als Cafe genutzt werden; man könnte die Mauer zur Gera öffnen und eine Terrasse über dem Wasser anbauen...

Das Haus ist mir im Rahmen einer Ausarbeitung 1988 zum 50. Jahrestag der Pogromnacht aufgefallen und auch, daß kaum jemand etwas über seine einstige Funktion als Synagoge wußte. Aber erst nach der Wende ist meine Anregung, es öffentlich zu nutzen, aufgegriffen worden. Die Initiative geht vom Denkmalschutzamt und dem CDU-Ratsherrn Jochen Kaiser aus. Inhaltliche Unterstützung haben wir von Professor Wolf, der im Sommer 92 ein ausführliches Nutzungskonzept ausgearbeitet hat. Es soll etwas Dynamisches von dieser Begegnungsstätte ausgehen - sie wird nicht nur „Denkmal“ sein und sich vor allem an die Jugend richten. Das Haus wird eine ständige Dokumentation und eine Fachbibliothek besitzen, so daß man sich informieren und forschen kann. Die Menschen sollen neugierig gemacht werden, in ungezwungener Form, durch Exponate und wechselnde Ausstellungen. Workshops sollen stattfinden, Projekte, interkulturelle Begegnungen; das alles, um zum Lernen von mehr Toleranz beizutragen. Gerade wir Deutsche haben es nötig.

DER HISTORIKER

Die Entscheidung, die getroffen wurden /bezüglich des Gebäudes „An der Stadtmünze 5“/ ist eine bedeutend politische. Sie läßt auf die Absicht schließen, in der Stadt und im Land ein Klima der politischen Friedfertigkeit zu befördern, in dem das Andere, „Fremde“, Unbekannte als konstruktive Herausforderung angenommen wird. Außerdem geht es im konkreten Fall darum, Zeugnis dafür abzulegen, daß die Deutschen ihre Geschichte endlich annehmen, zu der auch das Schicksal der Judenheit gehört.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft I/ 11 Juni 1993,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>